

kladen uns zu eigen und fallen dann über Morea her. Uns gehört es! Heiliger Truthahn! Gott schütze Jerusalem! Schon schmilzt der Sultan vor Eurer Allgewalt." — „Werd' ich," warf der König ein, „den Tempel Salomonis aufbauen lassen?" — „Nein, nein, noch nicht; wartet noch ein Weilchen. Ihr seid viel zu rasch und hickhöpfig. Wißt Ihr nicht, was Oktavianus Augustus sagte? Festina lente! Eile mit Welle! Erst müßt Ihr Kleinasien unterjochen und Carien, Lykien, Pamphilien, Cilicien, Lydien, Phrygien, Mysien, Bithynien, Charazien, Satalien, Castamena, Savastra, bis zum Euphrat." — „Bekommen wir," fragte Bikroholler, „auch Babylon und den Berg Sinai zu sehen?" — „Das brauch'ts jetzt nicht. Habt Ihr denn nicht genug, wenn Ihr das hyrkasische Meer zu Schiff, beide Armenien und alle drei Arabien zu Pferd durchquert habt?"

„Ach du liebe Zeit, was sind wir für Toren," klagte der König plötzlich, „wir armen Würmer!" — „Wieso denn?" fragten sie. — „Ja, was sollen wir denn in der Wüste trinken? Julian Augustus und sein ganzes Heer ging dort vor Durst elendiglich zugrunde, wie die Geschichte vermeldet." — Da beruhigten sie ihn: „Dafür haben wir bereits gesorgt. Im hyrkasischen Meer schwimmen Euch 9014 große Schiffe voll des besten Weines der Welt; sie steuern nach Jassa. Dort warten schon 220 000 Kamele und 1600 Elefanten, die Ihr auf einer Treibjagd bei Sigeilmis gefangen habt, als Ihr nach Lydien rücktet, wobei Euch auch die ganze Karawane von Mekka in die Hände fiel. Das reicht doch wohl, um Euch nicht ohne Wein zu lassen?" — „Ja, ja; aber er ist nicht sehr frisch, find' ich," meinte er kopfschüttelnd. — „Boz Karpfenleber," fluchten sie, „ein Held, ein Eroberer, ein Weltbezwinger kann nicht immer alles nach Wunsch gepolstert und gefüttert haben. Dankt Gott, daß Ihr mit Eurem Heer heiler Haut wenigstens bis zum Tigris vorgebrungen seid."

„Aber," fragte er dazwischen, „was machen unterdes meine Soldaten, die das Bürschlein von Grandgossier durchgewalkt haben?" — „O! die faulenzten auch nicht," beruhigten sie; „die stoßen jetzt gleich zu uns. Sie haben nämlich inzwischen die Bretagne, Normandie, Flandern, Hennegau, Brabant, Artois, Holland und Seeland erobert. Sind über den Rhein gerückt, trotz der Schweizer und Landsknechte; etliche haben auch Luxemburg und Lothringen, die Champagne und Savoyen bis Lyon zahm gemacht, und dort treffen sie Eure Besatzung, die von einem Mittelmeerzug triumphierend heimkehrt. Sie vereinen sich wieder im Böhmerlande, nachdem sie Schwaben, Bayern, Oesterreich, Mähren und Steiermark ausgebeutelt haben. Dann geht's lustig über Lübeck, Norwegen, Schweden, Dazien, Gotland, Grönland und Esthland bis zum Eismeer. Fallen drauf über die Orkaden her und machen Schottland, England und Irland zunichte. Fahren dann durchs Sandmeer und das Sarmatengebiet und werfen Preußen, Polen, Litauen, Rußland, die Walachei, Ungarn, Bulgarien und die Türkei vor sich nieder und stehen, eh' man's denkt, in Konstantinopel." — „Ja! und da vereinen wir uns alsbald mit ihnen," bekräftigte Bikroholler, „denn ich möchte noch Kaiser von Trapezunt werden! Und sollen wir nicht diese Hunde von Türken und Mohammedanern alle umbringen?" — „Ei freilich! Was denn sonst? Boz Teufel! Und ihr Hab und Gut schenkt Ihr Euren getreuen Dienern." — „Ganz recht, so verlang'ts die Billigkeit. Ich übertrag' Euch Caramanien, Syrien und ganz Palästina." — „O!" wehrten sie, „Herr König, zuviel der Gnade! Untertänigsten Dank! Gott erhalte Euch seine Huld!"

Das alles hörte ein alter Rittersmann mit an, der im Kriege wohl erfahren und mit vielen Wassern gewaschen war. Er hieß Bismund und bemerkte auf die Großmäulereien der anderen: „Ich fürchte bloß, dies ganz Wegewesen nimmt ein Ende wie die Geschichte mit dem Milchtopf, von dem ein Schuhflicker träumte, wie

reich er damit sei; da zerbrach am andern Morgen sein einziges Näpflein, und er hatte nichts zu beißen noch zu nagen. Was soll die ganze Erobererei? Was wollt Ihr denn mit Euren Kreuz- und Quersfahrten?" — „Behaglich ausruhen wollen wir uns, wenn wir wieder daheim sind," antwortete Bikroholler. — „Und wenn Ihr gar nicht mehr heimkommt? Die Reise scheint mir lang und gefährlich. Wär's nicht gescheiter, jetzt gleich auszuruhen, ohne Eure Haut erst zu Markte zu tragen?" — „Ei ja, warum nicht gar," höhnte Graf Haudegen, „das ist ein löblicher Vorschlag; setzen wir uns doch in den Ofenwinkel und helfen unseren Damen Perlen einfädeln oder Wolle wickeln, wie weiland König Sardanapal. Wer nicht wagt, der gewinnt weder Pferd noch Esel, sagt Salomo." — „Und wer zuviel wagt," gab Bismund zurück, „verliert Pferd und Esel, antwortet Markolf."

„Basta! lassen wir das," rief Bikroholler; „aber ich fürchte mich bloß vor diesen verteuflerten Legionen des Grandgossier; was machen wir, wenn sie uns in den Rücken fallen, derweil wir in Mesopotamien liegen?" — „Ganz einfach," bedeutete ihn Hauptmann Schiffsenbus, „Ihr schickt den Moskowitern eine schöne Empfehlung und sie stellen Euch unweigerlich ein Heer von 450 000 ausgewählten Soldaten an die Beine. Macht mich zu ihrem Befehlshaber und ich töt' Euch eine Stopfnadel für einen Allerweltskrämer, verzeiht, nein, umgekehrt. Ich hau', ich mord', ich stoß', ich treff', ich schlag', ich beiß', ich reiß', ich schmeiß', ich scheiß'..." — „Hurra," brüllte Bikroholler, „auf, auf! Macht Euch fertig! Wer mich lieb hat, folgt mir nach!"

**Vom Luxus.**

Der Luxus steht immer in Verbindung mit der Ungleichheit der Vermögen. Wenn in einem Staate die Reichthümer gleichmäßig verteilt sind, gibt es keinen Luxus, denn derselbe beruht nur auf den Annehmlichkeiten, welche man sich durch die Arbeit der andern verschafft.

**Wie ist doch die Zeitung interessant!**

Wie ist doch die Zeitung interessant Für unser liebes Vaterland! Was haben wir heute nicht alles vernommen! Die Fürstin ist gestern niedergekommen, Und morgen wird der Herzog kommen, Hier ist der König heimgekommen, Dort ist der Kaiser durchgekommen, Bald werden sie alle zusammenkommen — Wie interessant! wie interessant! Gott segne das liebe Vaterland!

Wie ist doch die Zeitung interessant Für unser liebes Vaterland! Was ist uns nicht alles berichtet worden! Ein Fortepesefährlich ist Leutnant geworden, Ein Oberhofprediger erhielt einen Orden, Die Lakaien erhielten silberne Borden, Die höchsten Herrschaften gehen nach Norden, Und zeitig ist es Frühling geworden — Wie interessant! wie interessant! Gott segne das liebe Vaterland!

Hoffmann von Fallersleben.

Dem großen Lehrsaz des Pythagoras galt einst der Griechenochsen bitter Haß, denn freudig opferte der große Finder, so wird erzählt, den Göttern hundert Kinder. Drum wird das Rindvieh heut noch aufgeschreckt, wird eine Wahrheit irgendwo entdeckt, und jeder Weise, der sie laut verkündet, sieht alle Ochsen gegen sich verbündet.

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik" (Karl Lüth); sämtlich in Bremen.

# Arbeiterpolitik



1. Jahrg. **Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.**

Nr. 21

:: Erscheint wöchentlich einmal. ::  
Redaktion u. Expedition:  
Waller Heerstr. 52 (Eing. Torweg).

Bremen, den 11. November 1916

Einzel-Nummer 15 Pfg. Durch  
die Post bez.: monatlich 60 Pfg.,  
vierteljährl. 1.80 M. o. Bestellgeld

**Inhalt:**

|  |           |
|--|-----------|
| Die Bilanz . . . . .   | Seite 161 |
| Einheit oder Aktionsfähigkeit unserer Organisationen . . . . . | 162       |
| Ein Schulbeispiel . . . . .                                    | 163       |
| Die Aufgaben eines neuen Jugendorgans . . . . .                | 165       |
| Aus unserm politischen Tagebuch . . . . .                      | 166       |
| Feuilleton:  |           |
| Ein Auftrag. Von Guy de Maupassant . . . . .                   | 167       |

**Die Bilanz.**

Zehn Monate sind vergangen, seit die Opposition des Parteizentrums zum erstenmal die Kriegskredite öffentlich ablehnte, sieben Monate, seit sie sich zu einer selbständigen Fraktion konstituierte. Folgeschwere Kriegsmomente, in denen der Opposition reichlich Gelegenheit gegeben war, ihr Wesen zu enthüllen. Und sie hat es enthüllt. Für den denkenden Arbeiter, der sich nicht durch Worte einsangen läßt, der vielmehr weiß, daß in der Politik die Taten entscheiden, war freilich von Anfang an klar, daß die Zentrumsopposition nur ein fader Aufguß der gewiß noch nicht einmal kräftigen Opposition war, die von der Sozialdemokratie die Jahre vor dem Kriege getrieben wurde.

Welches war die Aufgabe einer wirklichen Opposition? Sie mußte in erster Linie die Abgrenzung von den Sozialpatrioten vornehmen, von denen sie sich durch die Ablehnung der Kriegskredite und später durch die organisatorische Absonderung getrennt hatte. Sie mußte bei jeder Gelegenheit, im Plenum wie in den Kommissionen, den rücksichtslosesten Kampf gegen die sozialpatriotische Mehrheit führen. Sie mußte ferner die Parlamentstribüne ausnutzen, um den arbeitenden Massen das Wesen dieses Krieges zu zeigen; sie mußte die Folgen des Krieges für die Arbeiterklasse schonungslos aufdecken; sie mußte der Arbeiterschaft die Parole des Kampfes geben.

Hat die Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft im Laufe der vielen Monate auch nur eine dieser Aufgaben erfüllt? Nein. Als erstes unterließ sie die Abgrenzung vom Sozialpatriotismus. Sie schuf sich kein Programm. Sie sagte zwar: wir stehen auf dem Boden des alten Parteiprogramms. Aber das behaupteten die Ebert und Scheidemann von sich auch. Und da die S. A. G. die Landesverteidigung nicht nur grundsätzlich nicht ablehnte, sondern sich ausdrücklich zu ihr bekannte, hatte sie im Grunde kein Recht, der Mehrheit die Bewilligung der Kriegskredite als Verrat an den sozialistischen Prinzipien anzukreiden. Umgekehrt hatte die Mehrheit alles

Recht, der Minderheit Inkonsistenz vorzuwerfen. Die Bejahung der Landesverteidigung schließt die sozialpatriotische Politik mit allen ihren Konsequenzen in sich. Dagegen hilft alle Sophisterei nicht.

Aber auch über das Wesen des Krieges und seine Folgen hat die S. A. G. die Arbeiter nicht rückhaltlos aufgeklärt. Sie hat vielmehr alles ängstlich vermieden, was ihr das Leben als einer kommissionsfähigen Fraktion sauer gemacht hätte. Sie blieb in den Formen des alten Parlamentarismus hängen. Die Lehre Liebknechts ist für sie vergeblich gewesen. Und schließlich verzichtete sie darauf, der Arbeiterschaft den Weg des Kampfes zu zeigen. Zwar erklärte Haase auf der Reichskonferenz: „Wir Sozialdemokraten haben nur ein Mittel, nämlich das, daß wir die Massen unserer Parteigenossen unter allen Umständen mobil machen, so gut es geht." Aber das war im Munde Haases nur eine tönende Phrase. Die Wirklichkeit zeigte die S. A. G. gerade an der Arbeit, dieses von Haase gesteckte Ziel so weit wie nur möglich zu verfehlen.

Angeichts der monatelangen Tätigkeit der S. A. G. ist es nötig, die Bilanz ihres Wirkens zu ziehen, zu untersuchen, ob und wie sie sich seit dem 21. Dezember 1915 entwickelt hat. Die derzeitige Erklärung Meyers mit ihrem sozialpatriotischen Grundton der Sicherung der Grenzen ist von der S. A. G. nur noch einmal wiederholt worden. Aber schon im Juni 1916 verzichtete Haase im Plenum auf dieses wenig zugkräftige Argument. Anstatt aber die Frage der Landesverteidigung erneut einer gründlichen Prüfung zu unterziehen, anstatt zu größerer Klarheit und Bestimmtheit ihr gegenüber vorzudringen, ließ die S. A. G. sie in ihren späteren Erklärungen völlig unter den Tisch fallen. Und selbst die Erklärung Bernsteins erwähnt sie mit keiner Silbe. Das ist der deutlichste Beweis, wie unfähig die S. A. G. zu jeder weiteren revolutionären Entwicklung ist. Und dreimal verlassen jeder, der sich auf sie verläßt.

Aber all den vermoderten sozialpazifistischen Plunder, den hat die S. A. G. getreulich beibehalten, und jetzt, wo die Regierungen der Zentralmächte ein neues, selbständiges Polen proklamiert haben, gerät der brave Bernstein in dieselbe Verückung, wie sein früherer Fraktionskollege Scheidemann, wie der ganze sozialpatriotische Parteivorstand. Nichts vergessen und nichts hinzugelernet hat die S. A. G. ferner in der Friedensfrage. Nach wie vor wendet sie sich an die Regierung, sie solle für baldige Herbeiführung des Friedens sorgen. Kein Zweifel, daß Bethmann-Hollweg das nach allen

Kräften tut, nachdem die S. A. G. ihn angefleht hat. Ohne jede Spur sind alle sozialistischen Belehrungen über die Annexionsfragen an der S. A. G. vorbeigegangen. Keine Annexionen! so rufen die Arbeitsgemeinschaftler noch heute, während Herr v. Bethmann-Hollweg, von dem sie in gleichem Atem den Frieden fordern, mit der Ueberlegenheit des Weisen erklärt: Nach diesem Ringen kann man an einen status quo nicht mehr denken! Die Arbeitsgemeinschaftler aber merken immer noch nichts. Sie haben sich in ihrer sozialpazifistischen Illusionen eingesponnen, und warten geduldig, daß die Sonne des friedlichen Imperialismus sie dereinst bescheinen wird, um sie zum Leben zu erwecken.

In keiner Frage hat die Opposition des Parteizentrums ihren alten Standpunkt aufgegeben; in keiner Frage hat sie sich nach links entwickelt. Darüber können auch so schöne Reden nicht hinwegtäuschen, wie sie Dittmann zum Belagerungszustand gehalten hat. Eine Fülle von Material, geschickt vorgetragen, ohne die politischen Konsequenzen, die vom Standpunkt des Sozialismus daraus zu ziehen sind. Ein Apell an den Reichstag, aber kein Apell an die Massen. Und darum war die ganze Rede nur ein Sturm im Glase Wasser. Nichts anders erging es Stadthagen, als er den „Vorwärts“-Konflikt vor das Plenum des Reichstages zog. Anstatt diesen Konflikt als das aufzudecken, was er ist: ein Stück Handlangerdienst des Parteivorstandes für die Interessen der Bourgeoisie, anstatt den Parteivorstand in seiner Eigenschaft als Agent der imperialistischen Politik zu demaskieren, verflachte Stadthagen die ganze Angelegenheit zu einem häuslichen Zwist zwischen sozialpatriotischen und sozialpazifistischen Brüdern untereinander. So fehlte auch hier der entscheidende Gesichtspunkt: die Politik der Mehrheit und des Parteivorstandes den Massen als bourgeoisfreundliche und arbeitserfeindliche Politik zu denunzieren, und so den Kampf gegen die Sozialpatrioten zu verschärfen.

Indem das Zentrum auf diese Verschärfung des Kampfes verzichtete, ließ es sich in die Defensiv drängen, und Herr Lensch kann mit guten Recht sagen, daß die Ablehnung der Kriegskredite heute nur noch mit einem Lächeln aufgenommen wird. Das Zentrum vergaß, die Konsequenzen aus dieser Handlung zu ziehen. Es vermied, dem einen politischen Akt neue politische Akte folgen zu lassen. Es verlegte sich statt aufs kämpfen aufs Raisonieren und lieferte sich dadurch dem Fluch der Lächerlichkeit aus. Dazu paßt ganz und gar, daß die S. A. G. diesmal in der Angelegenheit Liebknecht nicht über den Antrag der Sozialpatrioten hinauskam, daß Stadthagen nichts anders zu sagen wußte, als Landsberg auch. Dazu paßt vortrefflich, daß die S. A. G. dafür eintritt, daß die Beratung von Angelegenheiten der auswärtigen Politik und des Krieges statt vor das Forum des Plenums gestellt zu werden, in den Kommissionen verhandelt werden könnten. Lebebour glaubte das Wesen dieses Antrages der Budgetkommission dadurch verschleiern zu können, daß er Einspruch dagegen erhob, daß diese Kommissionsitzungen dazu ausgenutzt werden könnten, die Verhandlungen des Plenums zu verringern. Und er freute sich, in diesem Punkte mit seinem sozialpatriotischen Freunde Gradnauer einer Meinung sein zu dürfen. Es ist aber schwerlich an-

zunehmen, daß Gradnauer und Lebebour, ein paar alte Parlamentarier, den Sinn des Antrages nicht begriffen haben wollten.

So hat die S. A. G. auch in dieser Sitzungsperiode des Reichstages versagt. Und wer nun noch Hoffnungen auf sie setzt, dem ist nicht mehr zu helfen.

## Einheit oder Aktionsfähigkeit unserer Organisationen?

„Für die Einheit der Partei!“ ist eine Redensart, der man jetzt auf Schritt und Tritt begegnet und mit Recht! Denn die Einigkeit der sozialistischen Organisationen ist ebenso notwendig zur Führung des proletarischen Klassenkampfes, wie die Disziplin den gesagten Beschlüssen der Partei gegenüber. Das Hintreiben auf eine Zersplitterung der Organisationen der Arbeiterschaft wird mit Recht als eine Verflüchtigung an derselben betrachtet.

Doch wie die Disziplin nur dann noch gefordert werden kann, wenn sie den Voraussetzungen entspricht, unter denen sie gelobt wurde, aber zur Farce wird, wenn die Voraussetzungen nicht mehr zutreffen, so wird auch die Einigkeit zum Unding, wenn sie, statt den Kampf des Proletariats zu fördern, diesen behindert und verzettelt! Vergessen wir es nicht: Unsere Organisationen sind nur Mittel zum Zweck! Unser Zweck, unser Ziel ist die Verwirklichung des Sozialismus, d. h. die Ablösung der kapitalistischen Wirtschaft durch eine auf sozialistischer Grundlage aufgebaute Ordnung unseres Wirtschaftslebens. Nur zur Erreichung dieses Zieles hat sich die Arbeiterschaft in den sozialistischen Organisationen vereinigt. Die Einigkeit dieser Organisationen ist ein wichtiges Mittel, um die Kampfkraft und die Bedeutung derselben zu fördern und zu erhöhen. Jedoch nur so lange, als die Mitglieder dieser Organisationen eines Geistes, eines Sinnes sind, solange sie von einem gemeinsamen Willen besetzt sind.

Sobald dies nicht mehr der Fall ist, wird die Einheit der Organisation widersinnig, dient sie statt der Förderung des Klassenkampfes der Verzettlung der Stoßkraft und der Schlagfertigkeit des Proletariats. Denn es liegt doch klar auf der Hand, daß eine Organisation nur dann etwas Durchschlagendes erreichen und für ein großes Ziel mit größter Entschiedenheit eintreten kann, wenn ihre Mitglieder vom ersten bis zum letzten vom gleichen Streben durchdrungen sind. Im andern Falle sind alle ihre Äußerungen das Resultat von Kompromissen, die weite Kreise der Mitglieder unbefriedigt lassen. Hierdurch muß natürlicherweise die Organisationsfähigkeit sinken. Man wird bei der Propaganda dem einen Teil der Genossen Äußerungen und Wünsche des anderen Teiles entgegenhalten. Bei allen einzuleitenden Aktionen wird es Auseinandersetzungen geben über die Umgrenzung des anzustrebenden Zieles, der Wahl der Kampfmittel, die einzuschlagende Taktik usw. Ist die Aktion endlich eingeleitet, so geht sie dem einen nicht weit genug und er wird nicht die ganze Leidenschaft seiner Ueberzeugung einsetzen. Dem andern geht sie zu weit, und nur nach Ueberwindung vieler Bedenken wird er sich dafür einsetzen. Muß eine solche Organisation

plötzlich in einer äußerst wichtigen Angelegenheit eine grundsätzliche, dabei kraftvolle Haltung einnehmen, so wird sie auseinanderfallen, wie unsere Partei seit dem 4. August 1914 beweist. Wie kautschukartig die Entschließungen einer Organisation sind, in der weitgehende Unterschiede in der Auffassung des Zieles bei den Mitgliedern bestehen, wird durch die Tatsache bewiesen, daß sowohl „Mehrheit“ wie „Minderheit“ der sozialistischen Parteien der kriegführenden Länder sich fortgesetzt auf die Beschlüsse der Parteitage und Kongresse berufen können. Mehr oder weniger auch mit Recht, denn alle diese Beschlüsse waren die unklaren Äußerungen auseinanderstrebender, aber „einiger“ Parteien, die durch Kompromisse zustande gekommen waren und berufen mußten, sobald sie in das Feuer eines unzweideutigen Kampfes kamen.

Wie ganz anders steht demgegenüber eine Organisation da, die selbst wenn sie an Mitgliederzahl kleiner, doch in allen ihren Köpfen von einem Geist erfüllt ist und ein Wille die Mitglieder im Kampfe für das festumrissene Ziel anspornt. Hier kann jeder seine ganze Leidenschaft in der Propaganda entfalten, keine sich widersprechenden Äußerungen einzelner Teile behindern, die Werbekraft und der schärfste Kampf wird ihr gelingen.

Ich bin weit entfernt, hier etwa einer Zersplitterung unserer Organisationen das Wort zu reden. Sehr genau weiß ich, daß, je größer und einheitlicher die proletarischen Organisationen sind, um so machtvoller der Kampf sein wird. Aber ich möchte hier einer geistigen Klärung das Wort reden, ehe man immer und immer wieder von Einigkeit spricht. Die geistige Einheit ist die Vorbedingung der organisatorischen Einigkeit, und solange jene nicht erreicht ist, ist diese ein Unding, hemmt sie die Stoßkraft des Proletariats, behindert und verzettelt sie die Aktionsfähigkeit der Partei.

Wie sieht es aber mit der geistigen Einheit in der deutschen sozialistischen Arbeiterschaft aus?

Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß die Gegensätze, die der Krieg innerhalb der deutschen Arbeiterschaft zutage gefördert hat, schon länger und klarer zwischen den Arbeitern aller übrigen hochentwickelten Industrieländer vorhanden sind. Die Ursachen dieser Erscheinung zu beleuchten wäre eine besondere Aufgabe. Im Augenblick können wir ja nicht besprechen, warum die Gegensätze in der deutschen Arbeiterschaft vorhanden sind. Daß diese aber sehr tiefgehend sind, ist jedem klar, der schon mal die Nase über sein Parteiblatt erhoben hat. Selbst in den meisten Ortsvereinen tritt ja eine Verschiedenheit in der Auffassung zutage.

Nur andeuten will ich hier die Unterschiede des Denkens innerhalb der Partei über die Fragen der nationalen Verteidigung, der Militär-, Flotten- und Kolonialpolitik, der Zoll- und Wirtschaftsfragen und der inneren Politik usw. Zum Teil sind diese Gegensätze schon aufeinandergeplatzt in den letzten Reichstagsessionen. So bei der Beratung der Zensur, der Novelle zum Reichsvereinsgesetz, beim Kapitalabfindungsgesetz u. a. Wie bei der Beratung der in Aussicht stehenden „Neuorientierung“ die Einigkeit zwischen Lensch und Liebknecht erhalten bleiben soll, kann ich mir nicht ausdenken. Oder glaubt jemand durch Beschlüsse, ähnlich denjenigen in der Budgetfrage, den Einigungskleister gefunden zu haben?

Gerade die Geschichte der „Budgetfrage“ sollte schrecken.

Es ist auch bezeichnend, daß diejenigen am lautesten den Ruf nach „Einigkeit“ erschallen lassen, die am weitesten durch ihre Seitenprünge die Partei geistig zerrissen haben. Zuerst stimmten bekannte Kreise in der Partei in den Sang ein: „Deutschland, Deutschland über alles!“ und revidierten in diesem Sinne ihr politisches Verhalten. Als darauf die Genossen in unerwünschter Weise reagierten, zeterte man über die bedrohte „Einigkeit“. Dasselbe Spiel, das mit dem Begriff der Disziplin getrieben wurde: Erst verläßt man den Boden des sozialistischen Ideals (des Programms oder der Beschlüsse kann man nicht gut mehr sagen, nachdem diese Dinge sich als so vielseitig und vieldeutig erwiesen haben), vergewaltigt die, die nicht so schnell „umlernen“ können, dann aber verlangt man Disziplin!

Unsere Genossen werden sich durch eine solche Taktik nicht irremachen lassen. Sie werden aus der Partei kein Sammelbecken für alle möglichen Politiker machen. Die deutsche Sozialdemokratie soll kein Zirkus werden, in dem großdeutsche Flottenschwärmer, revolutionäre Generalsstreichpropagandisten, mitteleuropäische Staatentheoretiker und internationale Sozialisten im trauten Verein ihre dialektischen Kunststücke zum Besten geben. Der Block von Bassermann bis Bebel ist ja dank der politischen Einsicht und Schärfe derer um Bassermann eine Utopie geblieben, aber die Partei von weit rechts von Naumann (Fendrich z. B.) bis links zu Liebknecht ist Tatsache geworden und nennt sich „die deutsche Sozialdemokratie“. Und eine stets bereite Bürokratie bemüht sich, um das Ganze den Reif der „Einigkeit“ zu legen und spricht von Parteizerstörung, wenn das unnatürliche Gebilde auseinanderzufallen droht.

Mögen die Parteigenossen aber auf geistige Klarheit dringen. Mögen sie sich darüber klar sein, daß der deutschen Arbeiterschaft in den kommenden großen Auseinandersetzungen nichts mehr tut, als eine unzweideutige Sozialdemokratie mit scharf umrissenen Zielen, die von dem einigenden Willen des gleichen Strebens befeelt ist. Dann wird sie auch rein äußerlich „einig“ dastehen. Mag immerhin ein großer Teil der Partei- und Gewerkschaftsbürokratie sich einen Gözen bauen, und ihn vom Del der schönen Redensarten glänzen und triefen lassen, der aber beim ersten ernsthaften Windstoß zerfällt: wir jedoch wollen eine klare, schlagkräftige, aktionsfähige und zum Handeln entschlossene Partei! Die Parteigenossen mögen sich bei ihren Auseinandersetzungen von der Frage leiten lassen: Einheitliche oder aktionsfähige Organisationen?

im.

## Ein Schulbeispiel.

Die Parteivorgänge in Bremen dürfen ein Interesse weit über die Grenzen dieser Stadt hinaus beanspruchen; in ihnen spiegeln sich die allgemeinen Parteiverhältnisse in allen ihren Abstufungen am getreulichsten wieder. Bremen galt seit vielen Jahren als die Hochburg des Radikalismus. Hier wirkte Pannekoek als wissenschaftliche Lehrkraft der Partei und Gewerkschaften, während Kadek als Hauptmitarbeiter der „Bremer Bürger-Zeitung“ deren politische und taktische Haltung

festlegte. Hier wurde der Kampf gegen den Revisionismus mit seltener Schärfe geführt, so daß lange vor dem Kriege die bremische Parteiorganisation in zwei feindliche Lager gespalten war. Gestützt auf eine durch die zunehmende Industrialisierung Bremens stetig wachsende, in ihrem Kern politisch gesunde Arbeiterschaft, gefördert durch den Kampf gegen einen weit nach links gerichteten Liberalismus, haben die bremischen Radikalen alle Anschläge der Revisionisten immer wieder erfolgreich abzuwehren vermocht, haben sie sich innerhalb der Partei jene Stellung errungen, die sie zu führen der Radikalismus überhaupt werden ließ. Im Kampfe gegen den Revisionismus haben die bremischen Radikalen ihre Probe glänzend bestanden. Es war eine Frage von höchster Bedeutung, ob sie auch der neuen historischen Situation, dem Kampfe gegen den Scheinradikalismus des Parteizentrums, gewachsen sein würden.

Schon vor dem Kriege begann es in der bremischen Sozialdemokratie zu kriseln. Als Pannekoek nach dem Parteitag von Chemnitz auf die schärfste Herausarbeitung des Gegensatzes zwischen Parteizentrum und Linke hinarbeitete, vertuschte Henke diesen Gegensatz, indem er ihn auf die frühere historische Linie des Gegensatzes zwischen Revisionismus und Radikalismus zurückwarf. Nach Chemnitz siegte der Radikalismus in Bremen mit Hilfe der alten radikalen Phraseologie, unter Verzicht auf die fortschreitende Erkenntnis, daß sich innerhalb des Radikalismus eine Spaltung vollzogen hatte.

Es kam der Streik der Werftarbeiter. Jetzt galt es, die Lehren des Linksradikalismus auf den bedeutendsten Kampf der Arbeiter in der letzten Epoche der Arbeiterbewegung anzuwenden, dem Kampfe selbst durch diese Lehren Weg und Ziel, erhöhte Bedeutung und Wucht zu geben. Die „Bremer Bürger-Zeitung“ stellte sich auf die Seite der Gewerkschaftsbürokratie und half so den Kampf der Werftarbeiter unterdrücken.

Es war ein gewaltiger Schritt zur Klärung zwischen Parteizentrum und Linke in Bremen. Ein praktisches Beispiel des Kampfes hatte einen Gegensatz weiten Kreisen der Arbeiterschaft offenbart, der vorher nur einem kleinen, theoretisch geschulten und interessierten Genossenskreis klar geworden war. Der Radikalismus der bremischen Arbeiter sollte aber noch einer anderen, schweren Belastungsprobe angesetzt werden durch den Fall Kadek. Hinter dem ganzen Schmutz der Anschuldigungen verbarg sich im Grunde nichts als der politische Gegensatz zwischen Rechte und Linke, der auch schon dem Fall „Göppingen“ die Richtung gegeben hatte. Es war ein politischer Prozeß, der sich in diesem „Fall“ abspielte und der die höchste Instanz der Partei zwang, zu den gewagtesten und korruptesten Mitteln einer Parteikabinettsjustiz ihre Zuflucht zu nehmen, um ihn in einem für die Instanzen günstigem Sinne erledigen zu können.

Die bremische Parteiorganisation beugte sich dem Beschluß in Jena, nachdem in Chemnitz der Führer des bremischen Zentrums vor den Ebert und Scheidemann auf den Knien gelegen hatte. Mit einer Stimme Mehrheit wurde die Mitarbeit Kadeks an der „Bremer Bürger-Zeitung“ durchgesetzt. Wer gewohnt war, Illusionen aus seinem Gedankenkreise zu verbannen, wußte nunmehr, daß die Stunde des bremischen Radikalismus geschlagen hatte. Das Parteizentrum bereitete sich auf

seine künftigen Aufgaben vor. Der Krieg sollte ihm reichlich Gelegenheit geben, sie zu erfüllen.

Am 4. August 1914 bewilligte die Fraktion die Kriegskredite. Unter den Dreien, die in der Fraktionsberatung gegen die Bewilligung mit besonderen Erklärungen auftraten und stimmten, war auch der Führer des bremischen Zentrums, Henke. Aber während Liebknecht alsbald die Konsequenzen seiner Auffassung zog, verblieb Henke in der Fraktion in der Hoffnung, daß die Verhältnisse einen Teil der Fraktion zur Besinnung bringen werde, mit dem gemeinsam Oppositionspolitik getrieben werden könnte. Am 21. Dezember endlich erfüllte sich diese Hoffnung. Aber wer auch nur eine geringe Ahnung vom Wesen des Parteizentrums hatte, gab sich keiner Illusion darüber hin, daß die neue Opposition nichts war, als eine Pappkullisse, zwar rötlich angestrichen, aber wackelig und für die sozialpatriotische Mehrheit ein willkommenes Schutz, hinter dem sie ihre Liebeszügen mit den bürgerlichen Parteien aufzuführen konnte. Weder die Regierung noch die bürgerliche Mehrheit, noch die Fraktionsmehrheit fürchtete die Oppositionsmänner, die mehr als ein Duzend Monate gebraucht hatten, um sich auf ihre allererlebarsten Pflichten zu besinnen.

Die Oppositionskomödie war inszeniert. Ihr erster Akt brachte die Ablehnung der Kriegskredite unter verkappter sozialpatriotischer Begründung. Ihr zweiter Akt brachte die Geburt der Arbeitsgemeinschaft unter Anrufung der Gottheiten des Pazifismus. Ihr dritter, vierter und so weiter Akt brachte Rodomontaden über Zensur, Belagerungszustand, Krieg und Frieden, die weder Hörner noch Zähne hatten, brachte wiederholt Ablehnungen der Kriegskredite unter Verzicht auf jede revolutionäre Parole. Das Zentrum bewährte sich auf der ganzen Linie als Schutztruppe der Parteireaktion. Es fand sich vorzüglich in die Rolle, die es vor dem Kriege gespielt hatte. Es hat bis heute nichts vergessen und nichts gelernt.

In Bremen setzte sich der alte Gegensatz zwischen Parteizentrum und Linke sofort wieder durch. Zunächst in engen Zirkeln, dann auf offener Vereinstribüne werden die Fragen erörtert, über die nur das Ja oder Nein entscheiden konnte. Die bremischen Linksradikalen begannen einen grundsätzlichen Kampf gegen die Sozialpatrioten. Sie brandmarkten ihre Politik als Klassenpolitik des Bürgertums. Sie forderten von der Opposition den Klassenkampf gegen diese Klassengegner in den eigenen Reihen. Das Parteizentrum warf sich den Linksradikalen entgegen. Wir führen nur einen Bruderkampf! erklärte es und winkte den Sozialpatrioten freundschaftlich zu. Die Linksradikalen trieben den Konflikt der „Bremer Bürger-Zeitung“, die in den Händen des Berliner Parteivorstandes ist, bis in alle Konsequenzen. Sie wiesen nach, daß weder die bremische Parteiorganisation, noch ihre Organe, Parteivorstand und Pressekommision, den leisesten Einfluß auf die Haltung des Blattes hatten, sobald es sich darum handelte, die Haltung der Zeitung durch eine homogene Redaktion sicherzustellen.

Das Parteizentrum riegelte ab und suchte die Argumente der Linksradikalen zu verschleiern. Die Linksradikalen sprachen aus, was ist, indem sie auf die Not-

wendigkeit der Spaltung hinwiesen. Das Zentrum rückte von ihnen öffentlich ab. Die Linksradikalen gründeten ihr eigenes Organ. Henke schrieb in der „Bremer Bürger-Zeitung“, die „Arbeiterpolitik“ werde den Lesern der „Bremer Bürger-Zeitung“ nichts neues bieten. Aber schon nach ein paar Monaten erklärte er öffentlich, er werde nicht dulden, daß für die Ideen der „Arbeiterpolitik“ in der „Bremer Bürger-Zeitung“ Propaganda gemacht werde. Die Linksradikalen brachten zum Bericht über die Tätigkeit der Soziald. Arbeitsgemeinschaft eine prinzipielle Resolution ein. Das Zentrum bekämpfte sie und trat für eine Resolution ein, die sich zur Politik der Arbeitsgemeinschaft bekannte, obgleich der Vertreter der S. A. G. in seinem Referat erklärt hatte, daß die S. A. G. kein Programm habe und daher keine prinzipielle Politik treiben könne. Die Linksradikalen forderten die Beitragsperre. Das Parteizentrum bekämpfte den Antrag im Bunde mit den Sozialpatrioten. Und so wird es weitergehen.

Als die Linksradikalen im verflossenen Winter gegen die Sozialpatrioten kämpften, hatten sie sie bis zu völliger Ohnmacht zu Boden gedrückt. Sie gründeten ihr eigenes Wochenblatt, hielten ihre eigenen geheimen Zirkel und Versammlungen mit sozialpatriotischen Rednern ab, wagten in den Parteiversammlungen kaum noch zu erscheinen. Der früherer Parteisekretär, Wellmann-Apostata, wurde mit überwältigender Mehrheit von den Arbeitern seines Vertrauensamtes entsetzt.

Seitdem das Parteizentrum, begünstigt durch äußere Verhältnisse, das Heft der „Opposition“ in der Hand hält, haben die Sozialpatrioten ein Stück Boden nach dem andern wiedergewonnen. Sie bilden in den Versammlungen eine geschlossene Minorität: wie lange noch — und das Gleichgewicht ist hergestellt. Und es fehlte nicht viel, so wäre der vor ein paar Monaten entlassene Parteisekretär als Parteikassierer wieder in die Partei-beamtenenschaft hineingeschlüpft. Unfähig, den Kampf gegen die Sozialpatrioten zu führen, weil es Bein von ihrem Bein ist, bereitet das Parteizentrum dem Sozialpatriotismus den Boden, hilft es, die Arbeiterschaft an den Wagen der Bourgeoisie zu ketten. Die Parteivorgänge in Bremen, im Rahmen des allgemeinen Parteikonflikts betrachtet, sind ein Schulbeispiel für diese Tatsache; ein warnendes Beispiel für alle, die auf die Opposition des Zentrums noch den Schimmer einer Hoffnung gesetzt haben.

## Die Aufgaben eines neuen Jugendorgans.

Zu den wenigen Blättern der deutschen Sozialdemokratie, die zu Beginn des Krieges ihren sozialistischen Charakter bewahrten, gehörte auch die „Arbeiter-Jugend“, das Zentralorgan der arbeitenden Jugend Deutschlands. Allein als sich die Konsequenzen der Abfindung vom 4. August 1914 durchzusetzen begannen, als der Kreditbewilligung die sozialpatriotische Politik des 4. August folgte, schwenkte auch die „Arbeiter-Jugend“ in das Lager des Sozialpatriotismus ab. An der Spitze der Zentralstelle für die arbeitende Jugend steht Ebert; d. h. der Wille des Parteivorstandes gebietet über die Haltung des Jugendorgans.

An dieser eisernen Tatsache hätte auch ein noch stärkerer Druck der Jugendlichen, hätte auch ein festerer

Wille, als er dem Redakteur der „Arbeiter-Jugend“ eigen ist, im Wesen nicht das geringste ändern können. Der Parteivorstand muß die Politik des Sozialpatriotismus fortsetzen; er muß bestrebt sein, seine Macht unerschüttert dort zu behaupten, wo er eine gebietende Position innehat, sie dort zu vergrößern, wo er bereits den Grund gelegt hat, sie dort zur Geltung zu bringen, wo er ein geeignetes Feld vor sich sieht. Es geht in dem gegenwärtigen Kampfe innerhalb der Sozialdemokratie nicht in erster Linie um die Frage, ob die Herren Ebert, Scheidemann, Müller u. Ko. ihre Brotstellen behalten, sondern um die Frage, ob die Arbeiterbewegung die Formen der vergangenen Epoche beibehalten, oder ob sie durch neue Kämpfe zu neuen Formen emporsteigen soll. Reformistische oder revolutionäre Arbeiterbewegung, das ist die Frage.

Im Kampfe um die Zukunft der Sozialdemokratie wendet der Parteivorstand und sein Stab jedes Mittel an, das ihm zur Erreichung seines Zieles zweckmäßig erscheint. Niemand kann ihm das verargen. Und so ist auch alles Geheul über den Gewaltstreik am „Vorwärts“ besten Falls eine schöne oder auch wenig schöne Geste, solange nicht der Wille vorhanden ist, die Macht des Parteivorstandes zu brechen und solange die hierzu erforderlichen Mittel nicht angewendet werden.

Umso weniger ist die sittliche Entrüstung über den Vorwärtsstreik am Plage, als er bei weitem nicht der erste war, den der Parteivorstand am Gute der Partei ausheckte. Zu seinen ersten gehörte zweifellos die Erdrösselung der sozialistischen Haltung der „Arbeiter-Jugend“, indem er sie unter die Obhut des Salonpädagogogen Heinrich Schulz gab. So schlug der allgemeine Parteikonflikt unmittelbar auf die Jugendbewegung über, wie denn der Jugendkonflikt nur als Teil des allgemeinen Parteikonflikts zu begreifen ist, ein Beweis mehr für die Tatsache, wie eng der Jugendbewegung mit der Partei verbunden war, wie politisch diese sogenannte unpolitische Bewegung war. Werden die Knoten der Verwicklungen der Jugendbewegung im allgemeinen Parteikonflikt geschürzt, so ist ihre Lösung ebenfalls nur im Rahmen der großen Krisis möglich, die jetzt die Sozialdemokratie, ja die die ganze Internationale durchwühlt. Jede Verschärfung der Parteikrisis hat notwendig die Verschärfung des Jugendkonflikts zur Folge.

Der Jugendkonflikt äußerte sich zunächst im Kampfe gegen die Instanzen, gegen Bürokratisierung und Bevormundung durch die Jugendausschüsse. Damit knüpfte er an Mißstände an, die längst vor dem Kriege von den Jugendlichen als unerträglich empfunden wurden und an verschiedenen Orten bereits zu unheilvollen Zusammenstößen geführt hatten. Aus dem allgemeinen Gefühl der Rechtlosigkeit entwickelte sich während des Krieges die klare Erkenntnis, daß die Jugendbewegung in ihrer jetzigen Form unlöslich mit dem ganzen bürokratischen Machtapparat verbunden war, daß sie wie dieser nichts war als ein Machtmittel in den Händen der Parteiregierung. Und es war ganz selbstverständlich, daß die Parteiführerschaft mit Eiferjucht darüber wachte, daß dieses Machtmittel in vollem Umfange in ihren Händen blieb. So zog die Bürokratie die Zügel straffer an; so zwang der Parteivorstand die „Arbeiter-Jugend“ unter die Fahne des Sozialpatriotismus. Der Konflikt war auf-

gebroschen. Die Verhältnisse lagen zutage. Der Kampf um die Macht begann.

Die Jugendlichen führten den Kampf zunächst unter der Parole der Selbstverwaltung. Das Beispiel Hamburgs zeigte, daß die Selbstverwaltung in den bestehenden Organisationen nicht durchzuführen ist; Beschlüsse der Parteitage, gefaßt unter dem Zwange des Vereinsgesetzes, stellen ihr von parteiwegen unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Wird die Selbstverwaltung aber durchgeführt, so kann es nur um den Preis der Loslösung von der offiziellen Bewegung geschehen; dann aber sehen sich die Jugendlichen plötzlich neuen, weit größeren Widerständen gegenüber, denen sie rettungslos erliegen müssen.

Mit dem Kampf um die Selbstverwaltung ging aber sofort der Kampf gegen das sozialpatriotische Jugendorgan einher. Man wandte sich mit Resolutionen an die Zentralstelle, die alte Haltung des Blattes wiederherzustellen. Vergebens. Man drohte mit Abbestellungen. Vergebens. Man organisierte allgemeine Protestaktionen. Vergebens. Die Abbestellungen kamen. Vergebens. Man gründete eine neue Zentralstelle; man schuf ein neues Jugendorgan, selbständige Mitteilungsblätter wurden gegründet. Alles vergebens. Die Instanzen blieben fest, wie sie an ihrer sozialpatriotischen Politik festhielten. Es war eine Utopie, von ihnen zu erwarten, daß sie im Bereich ihrer sozialpatriotischen Machtvollkommenheiten ein sozialistisches Organ dulden könnten.

In dieser Lage der Verhältnisse blieb den Jugendlichen keine Wahl, als sich zu unterwerfen oder den Kampf bis zum äußersten zu führen.

So wurde das neue Jugendorgan, die „Freie Jugend“ gegründet. Zwei Wege blieben den Jugendlichen offen, nachdem sie sich für den Kampf gegen die sozialpatriotische Bewegung entschieden hatten: entweder mußten sie innerhalb der alten Organisationen unermüdet im Sinne ihrer neuen Ideen kämpfen, unausgesetzt die Tätigkeit der Zentralstelle kritisieren, die Artikel der „Arbeiter-Jugend“ ihres sozialpatriotischen Charakters entkleiden, die in drängender Fülle auftauchenden Probleme der Jugendbewegung behandeln, die Spaltung mit den Sozialpatrioten planmäßig vorbereiten durch Aufklärung über das Wesen des Sozialpatriotismus, um so die Köpfe und Herzen der Jugendlichen für die Ideen des Sozialismus und damit für die neue Bewegung zu gewinnen — oder die Jugendlichen mußten von vornherein den organisatorischen Bruch vollziehen und sich außerhalb der alten Organisationen anbauen.

Auf diesem Wege lag die Gründung einer neuen Zentralstelle. Wir brauchen nicht besonders zu betonen, daß wir den ersten Weg des Kampfes innerhalb der Organisationen mit dem Ziele der Spaltung für den richtigen halten. Dieser Kampf hätte aber durchaus nicht ausgeschlossen, daß die sozialistische Jugend sich ihr eigenes Organ gegenüber der „Arbeiter-Jugend“ geschaffen hätte. Im Gegenteil: gerade der unausgesetzte Kampf hätte ein solches Organ nötig gemacht, und er hätte ihm von vornherein Richtung und Gepräge gegeben. Hier hätte die eigentliche Aufgabe des neuen Organs gelegen. Geboren aus den Nöten des Kampfes, hätte es den Jugendlichen im Kampfe selbst Führer und Ratgeber sein müssen.

Die sozialistische Jugend steht in grundsätzlichem Gegensatz zur sozialistischen Jugendbewegung und ihrem offiziellen Organ. Alle Probleme der Jugendbewegung hätten sich im Kampfe vor den Jugendlichen aufgetan und nach Lösung gerufen. Ein Wegweiser im wirren Durcheinander der augenblicklichen Kämpfe, hätte das neue Jugendorgan den Kämpfenden eine zuverlässige Hilfe sein müssen, Sammlungsorgan und Kampftruf zugleich.

Leider hat die „Freie Jugend“ diese Aufgabe bis jetzt nicht im mindesten erfüllt. Sie ist in der Tat nichts als eine Wiederholung der ersten Jahrgänge der „Arbeiter-Jugend“, sie unterscheidet sich von ihr grundsätzlich nicht, sie ist bis jetzt reines Bildungsorgan. Soll sie das führende Organ im Kampfe um die neue Bewegung werden, so ist das erste Erfordernis die Abgrenzung gegen den Sozialpatriotismus der „Arbeiter-Jugend“, der Kampf gegen das reine Bildungsprinzip, der Kampf für die politische Jugendbewegung. Man gewinnt den peinlichen Eindruck, als sei dieses Organ noch nicht aus dem Kampf der Jugendlichen selbst hervorgegangen; als sei es nicht geworden, sondern gemacht.

Es war in der Tat die herbste Kritik, die an der „Freien Jugend“ geübt wurde, als die sozialpatriotische „Internationale Korrespondenz“ des Herrn A. Baumeister schrieb, die neue Jugendzeitung scheinbar den Kampf gegen die Instanzen sich nicht zur Aufgabe gemacht zu haben, womit allen besorgten Sozialpatrioten gewiß ein schwerer Stein vom Herzen gefallen ist. Aber der Kampf gegen die Instanzen: das ist gerade die Hauptaufgabe des neuen Jugendorgans, wie er die Hauptaufgabe der oppositionellen Jugendlichen selbst ist.\* Erst wenn dieser Kampf auf der ganzen Linie entbrannt ist, wird die proletarische Jugend am Anfang einer neuen Bewegung stehen.

Es bleibt abzuwarten, ob die „Freie Jugend“ ihre Aufgabe noch wird erkennen und lösen können. Was an uns liegt, so werden wir tun, was wir können, um sie auf den rechten Weg zu bringen.

## Aus unserm politischen Tagebuch.

31. Oktober.  
Die „Chemnitzer Volksstimme“ zitiert eine Stelle aus einem Artikel, den Franz Mehring gelegentlich in der „Leipziger Volks-Zeitung“ veröffentlichte. Die Stelle lautet:

„Die deutsche Arbeiterklasse will den Frieden nicht schlechthin, nicht um jeden Preis, gewiß nicht um den Preis einer Niederlage. Wie käme sie dazu, die dem Kriege die schwersten Opfer gebracht hat, den Sieg des Feindes zu wünschen, mit dem teuren Blute von Hunderttausenden ihrer Klassengenossen die Lecker des englischen Imperialismus oder des russischen Despotismus zu düngen? Sie will den Frieden, der sowohl ein Lebensinteresse des deutschen Volkes wie der ganzen gesitteten Menschheit ist, den Frieden, der jeder der kämpfenden Nationen gestattet, sich mit ihm zu bescheiden.“

Das Chemnitzer Blatt bemerkt dazu: Wir sind überzeugt, daß die deutsche Regierung keinen andern Frieden erstrebt.

Es hieß den Genossen Mehring verkennen, wollte man ihn

\* Diese Aufgabe hat, soweit wir sehen können, das „Mitteilungsblatt“ für Hannover am klarsten begriffen. Es unterscheidet sich darin grundsätzlich von der „Freien Jugend“ wie von der „Arbeiter-Jugend“ und hat damit sein Recht auf Existenz in vollem Umfange begründet. Es ist sozusagen zum führenden Organ der neuen Bewegung geworden. Wir machen nachdrücklich auf dieses Blatt aufmerksam.

dagegen in Schutz nehmen, daß das Organ eines Heilmann ihn zum Kronzeugen der deutschen Regierung macht. Alle Welt weiß, wer Franz Mehring und wer Heilmann ist. Dennoch darf nicht verschwiegen werden, daß jene Äußerung in der Tat die prinzipielle Klarheit vermissen läßt, die vom Standpunkte des Linksradikalismus unbedingt erforderlich ist.

5. November.

In Oshag-Grimma findet demnächst eine Erjagwahl für den Reichstag statt. Der sozialdemokratische Kandidat Lipinski steht gegen den Konservativen Dr. Wildgrube. In einem Flugblatt für Lipinski heißt es u. a.:

„Was will demgegenüber die Sozialdemokratie? Sie will Deutschland unversehrt und unabhängig erhalten wissen und tritt für die Forderung einer internationalen Handelspolitik des ungehinderten Warenaustausches zwischen den verschiedenen Nationen nebst ihren Kolonien und Protektoraten ein. Sie lehnt alle Annerkennung fremdsprachiger Völker und Länder ab, weil sie Keime zu neuen Kriegen enthalten.“

Die „Leipziger Volkszeitung“, die Lipinski sehr nahe und dem Inhalt des Flugblattes sicher nicht sehr fern steht, gibt dazu folgende Erklärung:

„Die Darstellung (des Flugblattes) läßt keine Zweifel aufkommen. Sie ist die Auffassung der gesamten sozialdemokratischen Partei. Was die Fraktion der Arbeitsgemeinschaft von der Fraktion der sozialdemokratischen Partei trennt, liegt in der Wertung der einzelnen Tatsachen, die für die Beurteilung des Charakters des Krieges bestimmend sind. Die Arbeitsgemeinschaft tritt, wie die Fraktion, für die Verteidigung des bedrohten Vaterlandes ein, sie lehnt es aber ab, imperialistische Eroberungskriege zu unterstützen.“

Wie Lipinski erklärt, steht er auf dem Boden der Arbeitsgemeinschaft und er will sich, falls er gewählt wird, dieser bodenlosen Fraktion anschließen. Würdiger Zuwachs! Den guten Leuten aber, die sich zur Aufgabe gemacht haben, die S. A. G. weiter nach links zu drängen, wird mit Lipinski — falls er gewählt wird — ein neuer sozialpatriotischer Klotz am Bein gebunden. Sie glauben zu schieben und werden geschoben — nämlich nach rechts. Sah man je eine größere Komödie?

8. November.

Herr Scheidemann weiß seinen Weizen zu bestellen. Dittmann hält im Reichstage eine jener Reden, wie sie vor dem Kriege tausendmal von sozialdemokratischer Seite gehalten worden sind. Er findet, und das ist das Abweichende, Zustimmung auf fast allen Seiten des Hauses. Es ging nämlich gegen die Zensur. Da aber Dittmann das Wesentlichste in seinen Ausführungen vergaß, den Hinweis nämlich auf die Macht, die Genosse Rühle eben vorher aufgerufen hatte, ihre sozialistische Pflicht zu tun, so verzog sich der Rauch sehr bald wieder, den er gemacht hatte. Herr Scheidemann aber nahm die Gelegenheit, die Dittmann ihm bereitet hatte, wahr und eskamotierte der braven S. A. G. den Erfolg. In einem Artikel, an leitender Stelle des parteioffiziösen „Vorwärts“ gebracht, wie es sich gehört, donnert er gegen — die Regierung Bethmann-Hollwegs los! Man denke: Scheidemann, dem besonders nahe Beziehungen zum Kanzler nachgerühmt werden, wie die bürgerliche Presse beteuerte, gegen den Kanzler! Scheidemann auf dem Wege zurück vom Sozialpatriotismus! Merkt auf, ihr Arbeiter! Die Sozialpatrioten lernen wieder um! Scheidemann macht den Anfang. Es soll alles wieder gut werden, damit Herr Scheidemann weiter regieren kann. Und die Möglichkeit zu diesem Arbeiterfang gab ihm die Rede des Arbeitsgemeinschafters Dittmann. Darum hüte sich der schlaue Parteidiplomate auch, gegen Dittmann ein Wort des Tadels zu sagen. So undankbar ist selbst ein Sozialpatriot nicht.

9. November.

Leo Trotzky ist, wie wir bereits meldeten, von der französischen Regierung ausgewiesen worden. Er wandte sich zunächst nach der neutralen Schweiz. Sie ließ den Sozialrevolutionär nicht über die Grenze. Er wandte sich nach dem neutralen Spanien. Es ließ den Sozialrevolutionär nicht über die Grenze. Wohin nun? Nach Rußland zurück! das wird sein Los sein. Es ist das Schicksal derjenigen, die in der schmerzlichen Zeit dem internationalen sozialistischen Gedanken die Treue bewahrt haben. Und es wird das Schicksal auch nach dem Kriege derjenigen sein, die dem Proletariat den Weg zu seiner Befreiung zeigen werden. Es ist das Schicksal der Helden der proletarischen Bewegung. Und Sibirien wird überall sein, wo die proletarischen Helden ihrer Klasse das Banner der Befreiung vorantragen werden.

## Feuilleton

### Ein Auftrag.

Von Guy de Maupassant.

Die Herren begaben sich nach dem Diner plaudernd ins Rauchzimmer. Man sprach von unerwarteten Erbschaften, bizarren Kläufeln. M. Le Brument, den man bald den „Meister“, bald den „berühmten Advokaten“ nannte, lehnte sich bequem an den Kamin.

„Ich habe augenblicklich einen Erben zu suchen“, begann er, „der unter sonderbar schrecklichen Umständen verschwunden ist. Die Geschichte ist eins der einfachen, bitteren Trauerspiele, wie sie sich täglich, ohne daß man etwas von ihnen erfährt, ereignen; eine Sache, die jeden Tag vorkommen kann, und die doch die schrecklichste ihrer Art ist, die mir zu Ohren gekommen.“

„Ich wurde vor ungefähr sechs Monaten zu einer Sterbenden gerufen. Sie sagte: Mein Herr, ich möchte Ihnen einen schwierigen, langwierigen und ein wenig seltsamen Auftrag geben. Lesen Sie gütigst mein Testament auf dem Tisch dort durch. Ich verspreche Ihnen in demselben eine Summe von fünftausend Frank als Honorar, wenn Ihre Bemühung vergeblich sein und hunderttausend Frank, wenn Sie Erfolg haben sollten. Es gilt, nach meinem Tode meinen Sohn aufzufinden.“

Darauf bat sie mich, ihr behilflich zu sein, sich im Bett ein wenig aufzurichten, damit sie leichter reden könne. Denn ihre Stimme drang nur gepreßt und keuchend aus ihrer Kehle hervor.

„Ich sah, daß ich mich in einem sehr reichen Hause befand. Das prachtvoll eingerichtete Zimmer war mit dicken Stoffen vollständig ausgeschlagen, die so weich wie eine Liebkosung wirkten und so stumm schienen, als süßen sie den Klang der Worte in sich hinein, um ihn bei sich zu ertränken.“

Die Sterbende begann: „Sie sind der erste Mensch, der meine furchtbare Geschichte erfahren soll. Ich werde all meine Kraft zusammennehmen müssen, um sie bis zu Ende erzählen zu können. Denn Sie, den ich als einen Mann von Herz sowohl als von den besten Formen kenne, müssen die ganze Wahrheit erfahren, wenn Sie den aufrichtigen Wunsch hegen sollen, mir aus allen Kräften zu helfen. Hören Sie mir also bitte zu: Vor meiner Verheiratung liebte ich einen jungen Mann, dessen Venerbung meine Familie abweis, weil er nicht begütert genug war. Man verheiratete mich kurze Zeit nachher mit einem sehr reichen Manne. Ich heiratete ihn aus Furcht, aus Gehorsam . . . wie die wohlgezogenen jungen Mädchen eben heiraten. Wir hatten ein Kind, einen Knaben. Mein Gatte starb nach einigen Jahren.“

Der Mann, den ich geliebt, hatte sich mittlerweile auch verheiratet. Als er erfuhr, daß ich Witwe sei, ergriff ihn der wildeste Schmerz, nun seinerseits nicht mehr frei zu sein. Er besuchte mich, meinte und schluchzte, daß mir das Herz brechen wollte. Er wurde mein Freund. Ich hätte ihn vielleicht nicht empfangen sollen. Und doch . . . ich war allein, so einsam, so traurig, so verzweifelt! Und ich liebte ihn doch! Wie hart das Leben manchmal ist!

Ich hatte niemanden auf der Welt als ihn, meine Eltern waren inzwischen auch schon gestorben. Er kam oft zu mir, er brachte manchen Abend bei mir zu. Ich weiß, ich hätte es nicht zulassen dürfen, weil er verheiratet war. Aber ich hatte nicht die Kraft, seine Besuche zu hindern. Doch was rede ich viel? . . . Er wurde mein Geliebter! Wie es gekommen ist, ich weiß es nicht; ich glaube, niemand weiß, wie es kommt! Und glauben Sie, daß es überhaupt anders kommen könnte, wenn zwei Menschenwesen durch die unübersteigliche Macht erwidelter Liebe zueinander hingezogen werden? Glauben Sie, mein Herr, daß es möglich ist, immer zu widerstehen, immer zu kämpfen, immer zu versagen, was der Mann, den man anbetet, den man glücklich sehen will, den man mit allen Wonnen überhäufen möchte, mit Bitten und Flehen, mit Kniefällen und Tränen, mit berauschenden Worten und hinreißender Leidenschaft von uns verlangt? Und daß man verzweifelt, ehe man den Ehrbegriffen der Welt zuwiderhandelt! Welche Kraft zum Verzicht auf das Glück gehörte dazu, um endgültig nein! zu sagen, und auch noch welche ein Egoismus aus Sucht, nur „anständig“ zu sein — nicht wahr?

Kurz, mein Herr, ich wurde seine Geliebte, und ich war glücklich. Zwölf Jahre hindurch war ich glücklich. Ich war, und das ist meine größte Schwäche und größte Feigheit, die Freundin seiner Frau geworden.

2018

Wir erzogen gemeinsam meinen Sohn, wir machten ihn zum Manne, zu einem tüchtigen klugen Menschen, voll Verstand und Willen, voll großherziger und schöner Ideen. Das Kind wurde siebzehn Jahre alt.

Er liebte meinen . . . meinen Geliebten fast ebenso wie ich, denn er wurde von uns beiden gleich liebevoll geleitet und erzogen. Er achtete und verehrte ihn von ganzem Herzen, da er ihm stets als ein Beispiel von Klugheit, Grabsheit und Rechtllichkeit vorleuchtete. Er betrachtete ihn wohl als einen alten, treuen und ergebenen Freund seiner Mutter, als eine Art geistigen Vater, Vormund, Beschützer.

Oder vielleicht hat er sich nie über unsere Beziehungen Rechenschaft gegeben, da er seit frühesten Jugend gewohnt war, diesen Mann in meiner Nähe, in unserem Hause, immer um uns bemüht zu sehen.

Eines Abends sollten wir drei zusammen speisen. Es kam zuweilen vor, und war mir immer ein großes Fest. Ich erwartete sie beide, und fragte mich, wer wohl zuerst kommen werde. Die Tür öffnete sich; es war mein Freund. Ich ging mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu, und er drückte mir voll Glück einen langen Kuß auf die Lippen.

Da ließ mich ein Geräusch, ein Knistern, ein Nichts, die geheimnisvolle Empfindung, die uns die ungeheure Gegenwart einer Person anzeigt, zusammenschrecken. Wir sahen beide mit einem Ruck herum: Jean, mein Sohn, stand leichenblau vor uns.

Es war eine Sekunde fürchterlichsten Entsetzens. Ich streckte wie zu einem Gebet die Hände gegen meinen Sohn aus. Aber ich sah ihn nicht mehr. Er war hinausgeeilt.

Wir blieben niedergeschmettert, unfähig ein Wort zu reden, vor einander stehen. Dann sank ich auf einen Lehnstuhl und hatte nur den drängenden dumpfen Wunsch zu fliehen, und auf immer zu verschwinden. Ein krampfhaftes Schluchzen zog mir die Kehle zusammen und ich weinte, von rasender Angst hin- und hergeschüttelt, von der entsetzlichen Ahnung eines unausweichlichen Unglücks gefoltet und von jener fürchterlichen Scham bedrängt, die ein Mutterherz in solch einem Augenblick peinigen muß.

Er stand verwirrt vor mir, wagte nicht näher zu treten, nicht mit mir zu sprechen, mich nicht anzurühren, aus Furcht, mein Sohn könne wiederkommen. Endlich sagte er: „Ich will ihn suchen . . . ihm sagen . . . ihm verständlich machen . . . kurz, ich muß ihn finden . . . muß mit ihm reden.“

Und er ging hinaus. Ich wartete . . . ich wartete außer mir, zitterte bei dem geringsten Laut, fuhr oft vor Angst empor, und geriet bei dem kleinsten Geräusch, daß das Feuer im Kamin machte, in immer größere, unaussprechliche, unerträgliche Aufregung.

Ich wartete eine Stunde, zwei Stunden, fühlte, wie in meinem Herzen eine unbekannt Furcht wuchs, eine Angst stieg, die ich dem schlimmsten Verbrecher nicht zehn Minuten lang gönnen möchte. Wo war mein Kind? Was tat es?

Um Mitternacht brachte mir ein Dienstmann einen Brief von meinem Geliebten. Ich weiß seinen Inhalt noch auswendig: „Ist Ihr Sohn zurückgekehrt? Ich habe ihn nicht gefunden. Ich bin unten, da ich zu dieser Stunde nicht zu Ihnen hinauf möchte.“

Ich schrieb mit Bleistift auf denselben Bogen: „Jean ist nicht zurückgekommen. Sie müssen ihn finden.“ Und ich wartete die ganze Nacht — die ganze Nacht. Ich wurde wie wahnsinnig, ich wollte schreien, laufen, mich auf die Erde werfen. Und doch machte ich keine Bewegung, sondern wartete, wartete. Was hatte geschehen können? Ich suchte es zu erraten. Und doch konnte ich es mir nicht vorstellen, trotz aller Anstrengungen, trotz aller Seelenqualen.

Ich hatte nun Furcht, daß sie sich treffen könnten. Was würden sie tun? Was würde das Kind tun? Schreckliche Zweifel, fürchterbare Vermutungen folterten mich.

Können Sie sich diese Nacht vorstellen, mein Herr? Können Sie sich diese Nacht vorstellen, mein Herr? Mein Kammermädchen, das von nichts wußte, nichts ahnte, ging unaufhörlich herein und hinaus, sie hielt mich ohne Zweifel für wahnsinnig. Zum Schluß schickte ich sie mit einem Wort oder einer herrlichen Bewegung fort. Sie lief zum Arzt, der mich in einer Nervenkriese fand.

Man brachte mich ins Bett. Ich bekam ein Nervenfieber. Als ich nach langer Krankheit wieder zu Bewußtsein gelangte, bemerkte ich neben meinem Bett meinen . . . meinen Geliebten . . . allein. Ich schrie: „Wo ist mein Sohn? Wo ist mein Sohn?“ Er antwortete nicht. Ich stammelte: „Tot? Tot? Hat er sich getötet?“

Er antwortete: „Nein, nein, ich schwöre es Ihnen. Doch haben wir seinen Aufenthaltsort trotz aller Anstrengungen noch nicht erfahren können.“

Da rief ich, plötzlich erbittert, unwillig — man hat zuweilen dergleichen unerklärliche und unvernünftige Zornesausbrüche: „Ich verbiete Ihnen, mich wieder zu besuchen, wenn Sie ihn nicht wiederfinden. Gehen Sie!“

Er ging. Ich habe keinen von beiden wiedergesehen, mein Herr . . . und so lebe ich seit zwanzig Jahren. Können Sie sich mein Dasein ausdenken, können Sie sich die fürchterliche Strafe vorstellen, diese beständige Todesqual meines Mutterherzens, meines Frauenherzens, dies fürchterliche unendliche Warten . . . das unendliche Warten . . . Doch nein . . . bald wird es kein Warten mehr sein, denn ich sterbe . . . ich sterbe, ohne einen von ihnen wiedergesehen zu haben!

Er, mein Freund, schreibt mir seit zwanzig Jahren jeden Tag; doch habe ich ihn nicht empfangen wollen, nicht eine Sekunde lang, denn ich glaubte immer, daß in dem Augenblick, in dem ich ihn wieder sähe, auch mein Sohn vor mir erscheinen müsse! Mein Sohn! — Mein Sohn!

Ist er tot? Lebt er noch? Wo verbirgt er sich? Hinter weiten Meeren, in Ländern, deren Namen ich nicht einmal kenne? . . . Denkt er an mich? . . . Ach! wenn er wüßte! . . . Wie grausam die Kinder sind! Kann er auch nur begreifen, zu welcher fürchterlichen Leiden er mich verdammt, in welche Verzweiflung, in welche Qual er mich, die ich noch jung war, bis zu meinem Ende verstoßen? Ahnt er auch nur, mit welcher heißer Mutterliebe ich ihn geliebt? . . . Ist dies alles nicht zu grausam?

Erzählen Sie ihm, was ich Ihnen gesagt, mein Herr und wiederholen Sie ihm meine letzten Worte: „Mein Kind, mein liebes, liebes Kind, sei nicht so hart gegen die Menschen. Das Leben ist schon brutal und wild genug! Mein liebes Kind, erinnere dich oft daran, welch ein Dasein deine Mutter von dem Tage an, da du sie verlassen, geführt hat. Mein liebes Kind, verzeihe ihr und liebe sie, nun da sie gestorben, denn sie hat die fürchterlichste Buße getragen.“

Sie rang nach Atem und sprach abgerissen und zitternd, als stehe ihr Sohn, zu dem sie redete, vor ihr.

Dann fügte sie noch hinzu: „Sagen Sie ihm auch, mein Herr, daß ich . . . daß ich den andern . . . nie wiedergesehen habe.“

Sie schwieg wieder, dann raffte sie sich noch einmal zu den zitternden Worten auf: „Verlassen Sie mich jetzt, bitte. Ich will allein sterben, da sie nicht bei mir sind.“

Und M. Le Brument fügte hinzu: „Ich bin denn auch gegangen, meine Herren, aber ich heute in meinem Wagen wie ein Schloßhund, und zwar dermaßen, daß sich mein Kutscher umdrehte, um nach mir zu sehen.“

Und zu denken, daß sich alle Tage ähnliche Tragödien abspielen!

Ich habe den Sohn nicht wiedergesehen . . . diesen Sohn. Denken Sie von ihm, wie Sie wollen; ich nenne ihn diesen verbrecherischen Sohn!“

Es kommt der Tag der Rache, Fürwahr, er kommt einmal, Für die gerechte Sache, Für unsere Not und Qual.

Dann gibt die Wahrheit Kunde, Wer für und mit uns war, Und alle Lumpenhunde, Sie werden offenbar.

Dann haben wir gelitten Umsonst für Freiheit nicht, Und nicht umsonst gestritten Den Kampf für Recht und Licht.

Hoffmann von Fallersleben.

Freilich, ein Fieber des Volkes, das revolutionäre, aber, wie seltsam, es stirbt immer der König daran.

Hebbel.

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Lüth); sämtlich in Bremen.

# Arbeiterpolitik

АРХИВ  
БУДДА

1. Jahrg.

Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.

Nr. 22

Er erscheint wöchentlich einmal. Redaktion u. Expedition: Waller Heerstr. 52 (Eing. Torweg).

Bremen, den 18. November 1916

Einzel-Nummer 15 Pfg. Durch die Post bez.: monatlich 60 Pfg., vierteljährlich 1.80 M. o. Bestellgeld

## Inhalt:

|   |           |
|---|-----------|
| Die Befreiung Polens                          | Seite 169 |
| Die Polenfrage und die Sozialdemokratie       | 170       |
| Die Auswahl der Tüchtigsten                   | 171       |
| Die alte Jugendbewegung                       | 173       |
| Eine linksradikale Resolution zur Jugendfrage | 174       |
| Aus unserm politischen Tagebuch               | 175       |
| Feuilleton:                                   |           |
| Spartacus. Von Albert Thomas                  | 175       |
| Zeugen und Rufer                              | 176       |
| Der Kanzler spricht! Von Goethe               | 176       |

## Die Befreiung Polens.

Der Generalgouverneur von Warschau, Herr von Beseler, hat in seinen Ruhmeskranz ein neues Lorbeerreis geflochten. Er, der Bezwinger Antwerpens und damit Belgiens, konnte am 5. November den Bewohnern Warschaus die zukünftige Befreiung Polens, die Wiederherstellung des Königreichs Polen verkünden. Der deutsch-österreichische Imperialismus, dem es in diesem Kriege gelungen ist, zwei kleine Staaten, Belgien und Serbien zu besetzen und damit ihre Selbständigkeit vorläufig aufzuheben, bekundet so den Willen, einen dritten Kleinstaat zu begründen. Das mögen ideologische Käuze als einen Widerspruch empfinden. In Wirklichkeit kann davon keine Rede sein. Eine und dieselbe Kraft löst unter denselben Umständen dieselbe Wirkung aus. Das unabhängige Königreich Polen dient demselben Ziel, dem das besetzte Belgien und Serbien dienen soll. Ohne die Eroberung Serbiens durch die Truppen Mackensens könnte der russische Imperialismus bei jedem Konflikt mit den Deutschen durch das Vorschicken Serbiens Deutschland an der südlichen Grenze seines Verbündeten, der österreichisch-ungarischen Monarchie, angreifen, ohne daß Serbien sein nordöstliches Gebiet an Bulgarien abtritt, könnte der deutsche Imperialismus sich nicht zum mitteleuropäischen ausweiten, weil er nicht unmittelbar an Bulgarien grenzt.

Wird ein polnisches Königreich gebildet, so hat der deutsche Imperialismus ein vorgehobenes Vorwerk, das gegen Rußland gerichtet ist: soll doch das zu bildende Königreich, wie Baron Burian, der österreichische Minister des Außen, erklärte, im „engen Anschluß“ an die beiden Zentralmächte „sowohl in politischer, wie in militärischer Beziehung die Garantien seines Bestandes finden“. Da das Königreich durch die Schaffung einer eigenen Armee dafür zu sorgen hätte, daß „die Erinnerung an die tapferen polnischen Mitstreiter in dem großen

Kriege der Gegenwart fortlebe“, so würde die Bildung des Königreichs die Stärkung der Militärmacht Mitteleuropas um die Höhe einer 12 Millionenbevölkerung bedeuten, was natürlich in den kommenden großen imperialistischen Kämpfen nicht zu verachten wäre.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ spricht von den „jezt und in Zukunft unauslöschlich zum preußischen Staate gehörigen Polen“. Und Oesterreich läßt Galizien weiter im österreichischen Staate, schlägt es nicht zu dem zu bildenden Königreich Polen: es verspricht den Galiziern nur eine größere Autonomie, was nach den Kommentaren der Wiener Presse eine Stärkung der Deutschen in Oesterreich bedeuten wird. Angesichts dieses festen Willens der österreichischen wie der deutschen Regierung, die bisherigen Positionen zu halten, ja, sie zu verstärken, angesichts der Stärkung der Militärgewalt und der Bureaucratie durch den Krieg, brauchen die Konservativen nichts zu befürchten.

In konservativen Kreisen wird weiter gegen die Regierung auch der Vorwurf erhoben, daß sie sich endgültig dazu verurteile, eine Verständigung mit England zu suchen. Das nationalliberale „Leipziger Tageblatt“ erklärt, diese Befürchtungen seien von der Regierung natürlich wohl erwogen, aber doch zu leicht befunden worden. Schafft man im Osten eine vollzogene Tatsache, so kann dadurch der russischen Diplomatie die Arbeit erleichtert werden; denn dann braucht sie nicht erst die Verantwortung für die Abtretung Russisch-Polens zu tragen. Und schließlich: Der Wiener Kongreß von 1815 hatte auch mit einem unabhängigen polnischen Staate zu tun und trat ihn an Rußland ab. Nec Hercules contra plures.

Dann zum Schluß noch eine Bemerkung. Es wurde bemängelt, daß der deutsche Reichstag erst nach Hause gehen mußte, bevor die Manifeste in der polnischen Frage veröffentlicht wurden. Die Polenfrage ist ein Teil des Krieges. Das leitende Organ der Sozialpatrioten, der „Vorwärts“, begrüßt den Schritt der verbündeten Regierungen als Erfüllung des Testaments von Marx und Engels. Wir können Herrn Bethmann-Hollweg von dem Verdacht freisprechen, daß er jüdische und obendrein revolutionäre Testamente vollstrecke. Für Marx handelt es sich erstens um die einige polnische Republik, zweitens um ihr Bündnis mit einer deutschen, aus der Revolution hervorgegangenen Republik. Für Herr Bethmann-Hollweg aber handelt es sich, wie er übrigens mit Recht erklärt, um die Stärkung des Deutschland, wie es ist, d. h. des imperialistischen Deutschland.